

**Rede anlässlich der akademischen Gedenkfeier für
Prof. Dr. Hermann Schwengel**

**Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
12. Juni 2015**

**Susanne Frank
(Technische Universität Dortmund)**

Liebe Gerda, lieber Jens, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr verehrte Damen und Herren!

Die Einladung und die Ehre, bei dieser Veranstaltung stellvertretend für Hermann Schwengels „wissenschaftlichen Nachwuchs“ zu sprechen, verdanke ich der Tatsache, dass ich seine erste wissenschaftliche Mitarbeiterin in Freiburg war. Als Hermann 1994 ans Institut für Soziologie berufen wurde, um die Nachfolge von Heinrich Popitz anzutreten, war ich gerade dabei, mein Studium zu beenden. Wie sich später herausstellte, war es gerade die Kombination meiner beiden Hauptfächer – Soziologie und Wissenschaftliche Politik –, die meine Bewerbung für ihn interessant gemacht hatte. Denn Hermann kam mit dem erklärten Ziel nach Freiburg, eine politische Soziologie zu profilieren, in deren Zentrum die Frage nach der zukünftigen Steuerung und Gestaltung moderner Gesellschaften unter den Bedingungen zunehmender globaler Verflechtungen stand. Dafür suchte er Mitstreiter bzw. Unterstützung. Das Vorstellungsgespräch, das er damals mit mir geführt hat und das zugleich unsere erste Begegnung war, ist legendär. Ich möchte hier gerne noch einmal davon erzählen, weil es so viel über Hermann aussagt.

Ungewöhnlich waren zum einen Ort und Uhrzeit. Ich wurde nicht tagsüber ans Institut bestellt, sondern abends in ein Lokal am Münsterplatz, wo wir im Freien gesessen haben. Dass dieser Treffpunkt absolut typisch für Hermann war, habe ich sehr bald verstanden. Es steht außer Frage, dass er weit öfter Zeitung lesend oder mit Freunden und Kollegen diskutierend in den Cafés und Restaurants dieser Welt zu finden war als in seinem Büro. Dieses Umfeld passte deutlich besser zu Hermann, dem ausgesprochenen Genussmenschen, der gutes Essen und Trinken und ein schönes oder interessantes Ambiente jederzeit zu schätzen wusste. Es passte aber auch deutlich besser zu Hermann, dem Soziologen, der immer mitten im Leben sein wollte und musste, da, wo das Leben pulsiert, weil er die Begegnung des Wissenschaftlers mit der „unberechenbaren Vitalität des Alltags“¹, wie er es

¹ Hermann Schwengel (2006) Bildung als Gesellschaftspolitik, in: Ders.: Optimismus im Konjunktiv. Politisch-soziologische Aufsätze 2001-2006, S. 165.

E-Book, abrufbar unter: <https://www.soziologie.uni-freiburg.de/personen/schwengel/publikationen>

nannte, als unentbehrliche Anregung, ja notwendige Bedingung seiner wissenschaftlichen Arbeit betrachtete – eines forschenden Suchens, das sich stets auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Politik bewegte und das, bei allem analytischen Anspruch, immer normativ, d.h. immer auf der Suche nach einer besseren, gerechteren Welt war. Insofern war Hermann das personifizierte Gegenteil eines Elfenbeinturmdenkers.

Während unseres Vorstellungsgesprächs überraschte mich Hermann zum anderen mit seinem Fragenkatalog. Darauf fand sich kaum eine jener Fragen, auf die ich gut vorbereitet war – Fragen zu meinen wissenschaftlichen Interessen, möglichen Forschungsvorhaben oder beruflichen Zukunftsvorstellungen. Stattdessen forderte er mich auf: Erzählen Sie mir von Ihrem Heimatort. Erzählen Sie mir von Ihrer Familie. Weitere wichtige, eingehend erörterte Fragen waren: Welche Musik gefällt Ihnen? Gehen Sie ins Stadion? Sind sie auch dem Fußballwahnsinn verfallen? (Man muss sich zurückerinnern: Es war die Zeit, in der der SC Freiburg zum ersten Mal in die Bundesliga aufgestiegen war und die ganze Stadt kein anderes Gesprächsthema kannte).

An mir als angehender Wissenschaftlerin war Hermann jedenfalls an diesem ersten Abend nur am Rande interessiert. Wie ich denke und schreibe, davon hätte er sich bereits vorab ein Bild gemacht, erklärte er. Auf dieser Basis ging es ihm in erster Linie darum, mich als Person einzuschätzen und auszuloten, ob die Chemie zwischen uns stimmte und wir als Team funktionieren könnten.

Besonders lange haben wir an diesem Abend die Bedeutung der sozialen Herkunft diskutiert. Der Umstand, dass wir beide vom platten Land kamen, nicht aus Akademikerfamilien stammten und uns den Bildungsaufstieg erkämpfen mussten, hat von Anfang an eine starke Verbindung zwischen uns geschaffen. Ich kann gar nicht genug betonen, wie wichtig es für mich war, dass Hermann – vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrungen – sehr bewusst versucht hat, mir, dem Arbeiterkind, das alles andere als parkettsicher in der akademischen Welt war, zu vermitteln, dass man seinen Platz als Wissenschaftlerin finden und behaupten kann, auch wenn man mit dem akademischen Milieu fremdelt. Und für mich war und ist und bleibt Hermann gerade deshalb ein Vorbild, weil er ein großer Wissenschaftler war, der nicht den geringsten Wert auf einen professoralen Habitus gelegt hat. Tatsächlich kenne ich im ganzen Feld der Wissenschaft kaum jemanden, der so gänzlich uneitel, unpräventiös und unkompliziert gewesen wäre wie er.

Als Chef und Doktorvater war Hermann „fordernd und fördernd“ zugleich. So hat er uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter intellektuell herausgefordert. Hermann liebte produktiven Streit, und er war ein im besten Sinne unbequemer Diskutant. Besonders über meine (seiner Ansicht nach) „naiv linken“ politischen Ansichten ist er mit Vorliebe hergefallen. Gerade auf

den Themengebieten, die uns sehr am Herzen lagen: Soziale Ungleichheit, Bildungsgerechtigkeit, Gemeinwohlorientierung in Zeiten neoliberaler Ökonomisierung, hat Hermann mich und auch alle anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer wieder gezwungen, eingefahrene Positionen zu überdenken und Argumentationen zu schärfen. Für Hermann waren wir allzu oft „bloße Möglichkeitsmenschen“² – so nannte er Leute, die politische Forderungen aufstellen, ohne es für ihre Aufgabe zu halten, sich über deren tatsächliche Umsetzung Gedanken zu machen. Und Hermann war dezidiert der Auffassung, dass es von dieser Sorte am Institut viel zu viele gab, gerade im Mittelbau. Nur wer dies aber tat (die Umsetzungschancen und –wege bei der Formulierung politischer Ziele immer gleich mitzudenken), hatte in seinen Augen Anspruch darauf, ernst genommen zu werden. Es waren die „realitätserfahrenen Reformmenschen“³, die er schätzte.

In solchen Diskussionen habe ich Hermanns Denkstil sehr gut kennengelernt. Charakteristisch für ihn war das Bestreben, entgegengesetzter Positionen zu dynamischen Widersprüchen zu verdichten, die er erst möglichst weit zuzuspitzen und dann miteinander zu vermitteln suchte, um einen, wie er es nannte, „kühnen Kompromiss“ zu finden. Seine programmatische Schrift „Globalisierung mit europäischem Gesicht. Der Kampf um die politische Form der Zukunft“, 1999 erschienen, ist dafür ein hervorragendes Beispiel.⁴ Aus den im Zuge von Globalisierungsprozessen entstandenen Widersprüchen von Gerechtigkeit und Wettbewerb, Selbstorganisation und Politik, Machteliten und Werteliten entwickelt er darin seine Vision einer europäischen konstitutionalistischen Demokratie, die er als progressiven „dritten Weg“ zwischen globalem Liberalismus und überkommenem industriegesellschaftlichen Wohlfahrtsstaat verstanden und institutionell verankert sehen wollte. „Nur wenn Krisendiagnose mit Chanceneröffnung verschmolzen wird, bildet sich gesellschaftspolitische Energie“, hat Hermann geschrieben⁵ und in diesem Satz sein ganzes Streben, mit seiner Arbeit solche Funken gesellschaftspolitischer Energie zu schlagen und zum Sprühen zu bringen, prägnant auf den Punkt gebracht.

Nicht so ganz einfach war es, und hier komme ich wieder zu den Aspekten, in denen Hermann sich als fordernder Chef präsentierte, seine Gedanken in einen lesbaren Text zu überführen. Denn auch wenn Hermanns Denken vom Konkreten, vom Alltäglichen, sehr häufig auch von persönlichen Erfahrungen inspiriert war – in der schriftlichen Form ging dies oftmals verloren, da wurde er sehr abstrakt, und seine Formulierungen konnten recht sperrig geraten. Ich kenne einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, denen bei dem

² Ebd., S. 150f

³ Ebd., S. 151

⁴ Hermann Schwengel (1999) Globalisierung mit europäischem Gesicht. Der Kampf um die politische Form der Zukunft. Berlin: Aufbau Verlag

⁵ Bildung als Gesellschaftspolitik, a.a.O., S. 147

Gedanken an Lektorat und Korrektorat von Hermanns Texten noch heute der Schweiß ausbricht. Genauso wie den Hiwis, die ab und an die Aufgabe erhielten, Ordnung in Hermanns Büro zu bringen. Auch Till Westermayer, einer von Hermanns frühen studentischen Mitarbeitern, erinnert sich in seinem Nachruf⁶ an Hermanns Büro mit dem großen Sofa, auf dem man nie sitzen konnte, weil sich dort (wie eigentlich auch überall sonst) Papierberge stapelten. Das äußere Chaos zu begrenzen, es irgendwie in Schach zu halten, war eine Aufgabe, für die eine Begabung zu Gelassenheit und Galgenhumor jedenfalls nicht schaden konnte.

Eine Herausforderung der besonderen Art war es auch, mit Hermann unterwegs zu sein. Mitte der 1990er Jahre, nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, zog es uns nach Osten. Wir waren zusammen in Polen und Ungarn. Neugier und Energie, mit denen Hermann auf die Welt zuging, waren unerschöpflich. Nicht nur dort haben wir mit Kolleginnen und Kollegen häufig die Nächte durchdiskutiert. Am nächsten Morgen waren dann alle müde, gerädert und vielleicht auch ein bisschen verkatert – nur einer nicht. Hermann war immer fit wie ein Turnschuh: Äußerlich möglicherweise gezeichnet, bisweilen ziemlich zerknautscht (auch das gehört zur Wahrheit), im Kopf aber immer hellwach, klar und präsent – und das auch noch am dritten Tag. „Der Mann, der keinen Schlaf braucht“, so haben wir ihn oft genannt. Konditionell unschlagbar. Für viele, die ich kenne, ist dieses Faszinosum eine der lebhaftesten persönlichen Erinnerungen.

Trotz der gemeinsamen Reisen – Hermann war dezidiert der Auffassung, dass ich zu wenig von der Welt kannte, zumal für eine akademische Laufbahn unter Internationalisierungsbedingungen. Im Sinne der Nachwuchsförderung hat er es deshalb als seine Aufgabe betrachtet, mich in die Welt hinauszuschicken. Nach New York sollte ich gehen, für ein Jahr, zu einem befreundeten Kollegen an der City University. Dieser Gastaufenthalt war durch Hermanns Vermittlung schon so gut wie eingetütet, als ich dann aus privaten Gründen einem Wechsel ins winzige, beschauliche Weimar den Vorzug gegeben habe. Hermann war entsetzt und hielt das für die grundfalsche Entscheidung. Aus meiner heutigen Sicht muss ich sagen: Er hatte völlig Recht. Umso höher habe ich ihm angerechnet, dass ich weiterhin bedingungslos auf seine Unterstützung zählen konnte. „Geh raus und probier dich aus. Wenn’s nicht klappt, kannst du jederzeit zurückkommen. Du hast hier ein Sicherheitsnetz!“, waren seine Abschiedsworte. Das habe ich ihm nie vergessen; und gerade wenn mich Zukunftsängste geplagt haben, habe ich mich oft daran aufgerichtet.

⁶ <http://blog.till-westermayer.de/index.php/2014/12/10/anlaesslich-des-todes-von-hermann-schwengel/>, abgerufen am 3.Juni 2015

So habe ich Hermann als Mentor erlebt: ein zuverlässiger Freund, großzügig, warmherzig und fürsorglich.

Das ist inzwischen 18 Jahre her. Wir haben den Kontakt nie verloren. Wann immer ich unsicher war, konnte ich mir bei Hermann guten Rat holen, und das habe ich oft und gerne getan, auch dann noch, als ich selber schon lange Professorin war. Ab und zu haben wir uns auf Konferenzen getroffen. Ansonsten haben wir in größeren Abständen, aber regelmäßig telefoniert. Emails mochte er nicht, auch in dieser Hinsicht war er deutlich eher ein Mann des gesprochenen Worts. Irgendwann haben wir vereinbart, dass er mich anruft, wenn er im Lande ist, denn meine Versuche ihn zu erreichen, verliefen in der Regel glücklos, weil er in einer seiner zahlreichen Funktionen wieder auf irgendeinem weit entfernten Kontinent unterwegs war. Auch dies gehörte zum Herrmannschen Phänomen – dass die Strapazen der langen, weiten, häufigen Reisen ihm offenkundig nie groß etwas ausgemacht haben.

Bezeichnend für Hermann war aber auch, dass seine Antwort auf meine Frage „Wie geht es dir?“ immer, immer mit seiner Familie anfang. Gerda und Jens waren sein Fixpunkt, das Zentrum, um das er kreiste. Hermann platzte schier vor Stolz auf seinen kreativ begabten Sohn und berichtete stets ausführlich und mit größtem Vergnügen von dessen Schritten ins Berufsleben. Dass wir, Familie und MitarbeiterInnen, uns überhaupt häufiger begegnet sind, war ja nicht unbedingt selbstverständlich und hatte auch damit zu tun, dass Hermann Berufs- und Privatleben an vielen Punkten ineinander übergehen ließ. So lud Hermann, der das Denken in Gesellschaft liebte, dazu häufiger an den Küchentisch der Fischerau ein. „Küchenkabinett“ nannte er solche Diskussionsrunden. Ich weiß nicht, ob du dich entsinnen kannst, Jens, aber eine *meiner* schönsten privaten Erinnerungen ist die an jenen verrückten, chaotischen, ausgelassenen Abend, an dem wir zusammen ein Jazzkantine-Konzert auf dem Zeltmusikfestival besucht haben. Hermann hatte ein paar Mitarbeitern des Instituts, zugleich aber auch dir und zweien deiner Freunde angeboten, mit ihm in seinem Auto dorthin zu fahren. Sieben Passagiere waren natürlich deutlich zu viel für einen PKW. Wir haben es dennoch geschafft, alle zusammen, hin und zurück. Gequetsche auf der Rückbank, ich lag im Kofferraum.

In unseren letzten Gesprächen hat Hermann dann allerdings einen veränderten Ton angeschlagen. Er, der immer optimistisch und vergnügt, lebhaft und schwungvoll gewesen war, zeigte sich nun überlastet und müde. Gegen Ende seiner Dienstzeit waren es nicht die vielen Jahre international orientierter Forschung und Lehre, sondern sein verdienstvolles und weithin gewürdigtes Engagement in der akademischen Selbstverwaltung – unter anderem als Institutsdirektor, Dekan, Senatsmitglied und Prorektor für Forschung (2009-2012, ausgerechnet in der Phase der Exzellenzinitiative) – , das ihn zutiefst ausgelaugt und

erschöpft hatte. Diese Ämter sind bekanntlich mit einer hohen Verantwortung verbunden, die Hermann immer bereit war zu übernehmen, vor allem aber auch mit unendlich vielen Querelen, die mit der Zeit und auf die Dauer eben doch an die Substanz gehen. Vor diesem Hintergrund hat Hermann mich nachdrücklich aufgefordert, besser auf meine Gesundheit acht zu geben. „Wenn du jetzt noch was von mir lernen kannst, dann das“, war seine eindringliche Mahnung, als ich im Frühjahr 2014 über permanente Überarbeitung gejammert habe. Dass dies unser letztes Telefonat sein würde, hätte ich niemals vermutet.

Umso mehr hat Hermann sich auf die Zeit nach seiner Emeritierung gefreut, er steckte voller Pläne. Er wollte viel Zeit in seinem Heimatdorf Wehe und in seiner Wahlheimat Berlin verbringen und von diesen Basisstationen aus sein Buchprojekt zur politischen Verfassung der Weltgesellschaft (wenn ich es richtig weiß) vorantreiben. Er hat sich nach „kreativer Muße“ gesehnt, nach ausreichend Zeit, um sich endlich wieder aufs wissenschaftliche Arbeiten zu konzentrieren. Er wollte noch einmal Funken gesellschaftspolitischer Energie schlagen und zum Sprühen bringen. Und nicht zuletzt wollte er das Leben mit Familie und Freunden genießen. Es ist unendlich traurig und schmerzt, dass ihm keine Zeit mehr dafür geblieben ist.

Ich verneige mich vor meinem Chef, Lehrer, Doktorvater, Mentor, Vorbild, Ratgeber und Freund. Mach's gut, lieber Hermann, und großen Dank für alles.